

**CARITAS**

2019



**Sozial**almanach

**Digitalisierung –  
und wo bleibt der Mensch?**

Das Caritas-Jahrbuch  
zur sozialen Lage der Schweiz  
**Trends, Analysen, Zahlen**



Manuela Specker

## Die Seele im digitalen Zeitalter

*«Es gibt einen Klassenkampf, natürlich,  
und meine Klasse, die Reichen, die ihn führen, gewinnt ihn gerade.»*

Warren Buffett

Die digitale Zukunft bietet Raum für wildeste Prognosen und romantisierende Vorstellungen. Alarmisten beschwören den überflüssigen Menschen herauf, der mit der Automatisierung und künstlichen Intelligenz nicht mehr Schritt halten kann. Romantischer hoffen auf eine Welt, in der sich Technologien nach den Menschen richten werden. Beide sitzen einem Mensch-Maschine-Dualismus auf. Technologien entfalten sich immer innerhalb bestehender politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Bedingungen und Normen, auf die sie wiederum einwirken. Sie treten nicht in ein gesellschaftliches Vakuum ein und auch nicht in eine Gesellschaft, die von Gleichheit und Gerechtigkeit geprägt ist. Die Vorstellung, Technologie könne sich an den Bedürfnissen der Menschen orientieren, verkennt diese Eigendynamik. Und es ist ja nicht so, dass die Bedürfnisse alle identisch wären oder dass Technologien einer utilitaristischen Rechtfertigung bedürfen. Sie kommen nicht auf den Markt, damit wir irgendein Ziel verwirklichen können. Es ist genau umgekehrt: Wir tun das, was inzwischen vorhandene Technologien möglich machen.<sup>1</sup> Sie legitimieren sich also gleichsam selber.

Gerade deshalb braucht es moralische und ethische Bezugspunkte, welche die Würde des Menschen in den Blick nehmen – und nicht wie die Internetkonzerne das grosse Ganze, in dem das Individuum vernachlässigbar scheint. Der Alarmismus, der

die Diskussionen über die digitale Zukunft prägt, verstellt den Blick auf die nicht direkt sichtbaren Veränderungen, die mit der Digitalisierung längst einhergegangen sind und die ungebremst bestehende soziale Ungleichheiten verschärfen und neue Hierarchien schaffen werden. Die Digitalisierung ist in dieser Entwicklung allerdings nicht die Ursache. Sie ist lediglich das perfekte Vehikel, um eine auf Selbstoptimierung, Wettbewerb, Effizienz und Leistungssteigerung angelegte Gesellschaft noch stärker der Marktlogik unterzuordnen. Kaum ein Bereich des sozialen Lebens bleibt ausgeklammert, selbst das Denken und das Fühlen passen sich an. Nicht umsonst spricht der Kultur- und Medienwissenschaftler Felix Stalder von einer «Kultur der Digitalität».<sup>2</sup>

Wir müssen uns deshalb zwingend fragen: Wie prägt diese Digitalität, verstanden eben nicht als technisches, sondern als umfassendes soziokulturelles Phänomen, die gesellschaftlichen Transformationsprozesse? Wie verändert sie das Verhältnis zur Solidarität und zum Gerechtigkeitsverständnis? Wo und wie soll eine (Zivil-)Gesellschaft Gegensteuer geben, anstatt blindlings der Richtung zu folgen, welche die Internetkonzerne vorgeben?

## **Privatsphäre: Die Grenzen verschieben sich**

Privatsphäre zum Beispiel hatte zu der Zeit, als George Orwell seinen lange als dystopisch geltenden Roman «1984» schrieb, einen anderen Stellenwert als heute. Mittlerweile überwiegt der wirtschaftliche und kommunikative Nutzen der Digitalisierung so stark, dass Privatsphäre nicht mehr so eng gefasst wird; der Einsatz von Technik verändert immer auch die sozialen Normen. Bisweilen macht sich sogar verdächtig, wer über keine Online-Präsenz verfügt. Mit den offeneren Datenpreisgaben haben sich wiederum Geschäftsmodelle etabliert, die sich als Goldgrube erwiesen und einen Markt mit monopolartiger Machtkonzentration geschaffen haben. Internetkonzerne wie Alphabet (Google) oder Facebook, die Treiber der Digitalisierung und alle mit Sitz im Silicon Valley, geben sich nach aussen gerne als Wohltäter. Selbst nach dem Datenskandal um Cambridge Analytica wurde Facebook-CEO Mark Zuckerberg nicht müde, zu behaupten, die Welt zu einem besseren Ort machen zu wollen.

Aber Facebook und Co. sind keine sozialen Institutionen, sondern profitorientierte Unternehmen, die sich nur dann vordergründig um die Privatsphäre ihrer Nutzerinnen und Nutzer kümmern, wenn sie ihr Geschäftsmodell bedroht sehen. Deshalb ist es illusorisch, darauf zu hoffen, dass sich Technologien einfach in den Dienst

der Menschheit stellen. Hier geht es ums Big Business, um einen datengetriebenen Kapitalismus, der damit einmal mehr seine Wandelbarkeit unter Beweis stellt und sich weiter denn je von seiner sozialliberalen Variante entfernt hat.

Mit den Tech-Giganten sind wir in ein Zeitalter eingetreten, in dem wenige Firmen nach zwei Jahrzehnten grenzenlos betriebenem Datenextraktivismus nun über die Macht und das Geld verfügen, Einfluss auf die Geschicke der Gesellschaft zu nehmen. Das ist ein systemimmanentes Problem: Die Gesetzgebung hinkt den technologischen Entwicklungen zwangsläufig hinterher, während sich gleichzeitig die globalen, transnational agierenden Firmen der nationalen Politik und Justiz entziehen. Das Primat der Wirtschaft über die Politik ist nicht erst mit dem rasanten Fortschritt der Digitalisierung evident geworden, wird aber durch diese entscheidend vorangetrieben. Im libertär durchtränkten Silicon Valley herrscht die Devise, dass sich der Staat aus allem raushalten soll. Dabei ist die technologische Mystifizierung des Silicon Valley leicht zu durchschauen: Etliche der Innovationen sind durch öffentliche Gelder finanziert oder durch staatliche Stellen initiiert worden. Schlüsseltechnologien des iPhone waren letztlich das Ergebnis staatlicher Forschung und Entwicklung. Das globale Positionsbestimmungssystem GPS entstand auf Initiative und Betreiben des US-Verteidigungsministeriums.<sup>3</sup>

Dieser Widerspruch ist auch dem real existierenden Neoliberalismus bestens vertraut: Sein quasireligiöser Glaube an den sich selbst regulierenden Markt war schon immer ein rein theoretisch-ideologisches Konstrukt. Sein Fundament beruht vielmehr auf dem politischen Einfluss von multinationalen Konzernen.<sup>4</sup> Dies zeigt sich nicht zuletzt darin, dass sie sich für ihre Aktivitäten Länder aussuchen können, in denen ihnen die Regularien genehm sind. Facebook beispielsweise installierte seinen europäischen Hauptsitz in Irland, weil das Land nicht nur wegen niedriger Steuersätze bekannt ist, sondern auch wegen niedriger Datenschutzstandards und einer viel zu kleinen, schwachen Datenschutzbehörde. Immerhin ist seit Ende Mai 2018 die Datenschutzgrundverordnung der Europäischen Union (EU) in Kraft, deren Bestimmungen für alle europäischen Länder gelten (siehe auch «Gefährlicher Datenhunger: Menschenrechte und Datenschutz», S. 95).

Während sich die EU noch rühmt, mit der Datenschutzverordnung die Hoheit über die Daten zumindest in der Theorie wieder den Bürgerinnen und Bürgern zu übertragen, haben sich die Tech-Giganten längst andere Geschäftsfelder erschlossen und stecken Milliarden in das Vorantreiben der künstlichen Intelligenz. Alleine die Top Five (Apple, Amazon, Facebook, Microsoft und Alphabet) verfügen über eine Liquidität in Billionenhöhe.<sup>5</sup>

## Zuerst Tragödie, dann Farce

Mit der Konzentration von künstlicher Intelligenz in den Händen einiger weniger privater Firmen unterstehen wesentliche Teile der Gesellschaft zusehends dem Prinzip der Gewinnmaximierung, bei gleichzeitig abnehmendem Einfluss des Staates beziehungsweise der Politik. Alphabet zum Beispiel drängt in Bereiche wie Gesundheit, Biotechnologie, Life Sciences und Robotertechnik vor und ist bedeutsame strategische Allianzen mit Unternehmen der Automobilindustrie eingegangen, um das selbstfahrende Auto voranzutreiben. Auch hier gilt: Das Problem ist natürlich nicht der technologische Fortschritt an sich, sondern dass er sich nicht dem gesellschaftlich Wünschbaren stellen muss. Richtmass sind stattdessen Profitmaximierung und Rationalisierung – oder Allmachtsfantasien, denn nicht nur an Lebensverlängerungsmassnahmen wird im Silicon Valley mit Hochdruck gearbeitet, sondern sogar an der Utopie der Unsterblichkeit.

Das ist Ausdruck der Verkennung tatsächlicher Probleme auf dieser Welt. Hinter solchen Ansinnen steckt ein Menschenbild, das auf Kontrolle fusst, das den Zufall gänzlich ausschalten und das Menschsein durchdesignen und zum Sklaven der Technik machen will, weil diese vermeintlich fehlerfrei und uns überlegen ist. Diese Hybris aus dem Silicon Valley ist im Kern nichts anderes als eine Übung in Sozialtechnologie. Die Vorstellung, wonach sich soziale Probleme mittels Technologie lösen liessen, war schon ein Nebeneffekt des im 19. Jahrhundert einsetzenden industriellen und wissenschaftlichen Fortschrittsideals. Selbst in aufgeklärt-seriösen Kreisen wurde diskutiert, wie sich die gegenwärtig «mangelhafte menschliche Rasse» wissenschaftlich kontrollieren liesse.<sup>6</sup>

Es scheint, als ob sich in dieser Hinsicht die Geschichte tatsächlich zweimal vollzieht: zuerst als Tragödie und jetzt als Farce. Umso wachsender sollten wir gegenüber dem Menschenbild sein, das im Silicon Valley vorherrscht (siehe auch Interview mit Jonas Lüscher in diesem Buch, Seite 73). Chaos, Unordnung und Widersprüche gehören zum Leben, ebenso das Unperfekte. Wann immer diese Widersprüche und Ambivalenzen ausgemerzt werden sollen, ist eine Gesellschaftsordnung mit totalitären Zügen zum Greifen nahe – nur nicht mehr offensichtlich und auch nicht als Ordnung, die nach dem Leben von Minderheiten oder Systemgegnern trachtet, sondern gut verborgen hinter der Fassade einer liberalen Demokratie.

Interessanterweise hielt der Soziologe Max Weber bereits 1909 besorgt fest, wie sich parallel zur Technisierung in der Gesellschaft und der damit verbundenen zunehmenden bürokratischen Herrschaft ein Ordnungswahn breitmachte. Er wusste, dass

sich diese Entwicklung nicht aufhalten liess, und fragte stattdessen, «was wir dieser Maschinerie entgegenzusetzen haben, um einen Rest des Menschentums freizuhalten von dieser Parzellierung der Seele, von dieser Alleinherrschaft bürokratischer Lebensideale».<sup>7</sup>

Auch bei der Digitalisierung stellt sich die Frage nicht, ob und wie sie aufgehalten werden soll. Ein solches Anliegen würde verkennen, dass sie eben nicht eine von aussen auf die Gesellschaft überstülpte Angelegenheit ist, sondern dass sie aus ihr herausgewachsen ist und das soziale Handeln in allen Bereichen mitbestimmt. Gerade weil die Digitalität so umfassend, längst im Alltag angekommen und kein Fremdkörper ist, sollte vermehrt darauf geachtet werden, was eigentlich mit der Seele im digitalen Zeitalter passiert und wo Ungerechtigkeiten lauern. Die zumeist im Silicon Valley entwickelten und nach Europa exportierten Big-Data-Geschäftsmodelle sind nicht neutral: Sie degradieren den Menschen zur Summe seiner Daten. Es ist dies die Rückkehr zu einem überholt geglaubten Behaviorismus, der den Menschen als reine Reiz-Reaktion-Maschine begreift. Deshalb müssen zwingend solche gesellschaftlichen Implikationen der Digitalisierung in den Fokus genommen werden, anstatt der Gewinnmaximierung einiger weniger Firmen weiter Vorschub zu leisten und ihnen den aktiven Part im gesellschaftlichen Wandel zu überlassen.

Die Zukunftsszenarien, die von den Tech-Firmen mantramässig wiederholt werden, entspringen einem stark von Eigeninteressen geprägten deterministischen Weltbild. Es ist im Grunde ein genialer Schachzug, all diese Entwicklungen, die mit Milliarden an Forschungsgeldern vorangetrieben werden, als unausweichlich darzustellen – wer will denn schon sein eigenes Geschäftsfeld untergraben? Genauso von einem deterministischen Weltbild geprägt ist die vielzitierte Oxford-Studie, wonach in absehbarer Zeit 47 Prozent aller Arbeitsplätze verschwinden. Es waren Robotik- und Computerforscher, die knapp 700 Berufe darauf hin einschätzen mussten, ob sie automatisierbar seien oder nicht. Die Einschätzung ergab, dass es für fast jeden zweiten Job künftig keine Menschen mehr braucht. Eine rein subjektive und interessengeleitete Schlussfolgerung.

Wer das Ende der Arbeit heraufbeschwört, hat eine wesentliche Dynamik des Kapitalismus nicht verstanden: den Zwang, Arbeit zu schaffen, ganz egal, wie unsinnig sie auch sein mag. Er entledigt sich jeweils der Arbeit, um sie sich in neuen Akkumulationszyklen wieder anzueignen.<sup>8</sup> Hannah Arendt glaubte bereits 1958, dass der Gesellschaft irgendwann die Arbeit ausgehen würde. Als in den 1980er-Jahren Computer und Roboter Einzug hielten, schien es tatsächlich, dass sie recht bekommen

würde. Passiert ist das Gegenteil: Erwerbsarbeit hat trotz der zunehmenden Automatisierung an Bedeutung gewonnen.

## Unsichtbare Diskriminierungen

Die wahren Gefahren lauern anderswo. Mit den Big-Data-Geschäftsmodellen gehen neue Herrschaftstechniken einher, welche die Autonomie eines jeden Einzelnen untergraben und neue Ausschlussmechanismen schaffen. Das Perfide daran: Diese Veränderungen geschehen schleichend. Sie sind so unsichtbar wie die Algorithmen der Internetfirmen, die tunlichst auf Geheimhaltung bedacht sind, während die Nutzer der IT-Dienstleistungen dafür umso freizügiger ihre eigenen Daten hergeben. Schon dies ist ein eklatanter Widerspruch und eine stossende Asymmetrie. Dabei liegt der Schlüssel, die negativen Folgen der Digitalisierung zu minimieren, in eben diesen Algorithmen. Die Verfahren, die den automatisierten Software-Entscheidungen zugrunde liegen, sind nämlich völlig undurchsichtig.

Algorithmen analysieren Verhalten, ermitteln Werthaltungen, Vorlieben und Schwächen, prognostizieren Verhaltensweisen und berechnen uns ständig neu, wobei dann Korrelation gerne mit Kausalität verwechselt wird. Maschinelle Prognosen entscheiden bereits heute darüber, ob jemand kreditwürdig ist. Aus der Wohngegend wird auf das Risiko der Zahlungsunfähigkeit geschlossen, vom Gesundheitszustand auf das Krankheitsrisiko. Ein solches absolutes Regime der Zahlen ist hochproblematisch, weil diese Zahlen nie neutral und objektiv sind. In die Algorithmen sind immer auch Werte eingeschrieben, und sie enthalten Ansichten, was überhaupt als relevant oder wertvoll betrachtet wird. Diese Werte und Ansichten sind aber nicht gesellschaftlich ausgehandelt worden, sondern entspringen dem Weltbild der Programmierer und der Entscheidungsträger.

Sie haben sich mal verschuldet? Gut möglich, dass in der digitalen Welt, die grundsätzlich nichts vergisst, diese Information für immer im Datenpool bleibt, der gesellschaftliche Teilsysteme miteinander verknüpft. Und so kriegen Sie vielleicht lange keinen Job, wissen aber nicht, weshalb. Ein Stigma, das einem in der digitalen Welt anhaftet, wird man kaum mehr los. Entscheidungen, die auf Algorithmen fussen, sind zwar hocheffizient, aber sie werden, wenn diese Entwicklung ungehindert fortschreitet, die soziale Mobilität massiv einschränken. Ausserdem haben sie ein grosses Diskriminierungspotenzial: Indem Menschen immer ausgeklügelter anhand von



Datenspuren, die sie hinterlassen, klassifiziert werden können, entstehen neue Ausgrenzungsmöglichkeiten.

Big Data als ertragreiches Geschäftsmodell treibt die Entsolidarisierung weiter voran. Nehmen wir das Beispiel der Versicherungen: Diese basieren eigentlich auf Kollektiven, die das Risiko für das Individuum abfedern. Mit den enormen Datenaggregationen und den Möglichkeiten, das Verhalten jedes Einzelnen zu messen, können Tarife immer noch präziser individualisiert werden. Im Schweizer Gesundheitswesen zum Beispiel wird dies zwar in der obligatorischen Grundversicherung durch das Krankenversicherungsgesetz (KVG) unterbunden – aber im Zusatzversicherungsbereich besteht schon heute die Möglichkeit, Versicherte für gesundes Verhalten zu belohnen. Das Problem aber auch hier: Was als gesund taxiert wird, fusst nie auf objektiven Kriterien. Wer sagt denn, ob jener, der täglich ins Fitnesscenter geht oder eine bestimmte Anzahl Schritte absolviert, tatsächlich gesünder lebt als jener, der keine Zeit dafür hat, weil er sich in der Freiwilligenarbeit engagiert und Freundschaften pflegt? Und was geschieht dereinst mit diesen Daten, wenn der Kostendruck im Gesundheitswesen immer grösser wird?

Nun sind individualisierte Tarife oder Prämiengutschriften nicht per se schlecht, da sie die Eigenverantwortung fördern und Ansporn sein können. In einer Gesellschaft gibt es indessen immer Menschen, die diese Eigenverantwortung nicht wahrnehmen können und die für ein würdiges Dasein auf die Solidarität der privilegierten Mitmenschen angewiesen sind. Es sind nicht nur materiell schlechter gestellte Menschen, die unter die Räder kommen, wenn Werte wie Verlässlichkeit, Verbindlichkeit und Mitmenschlichkeit an Bedeutung verlieren und in allen möglichen Lebensbereichen Wettbewerb statt Kooperation das Dasein prägt.

## **Selbstoptimierung statt Solidarität**

Das ist kein Zukunftsszenario. Menschen kämpfen schon heute in erster Linie um Plätze, Anerkennung oder Leistungsvorsprünge, und nicht etwa um Verteilungsgerechtigkeit. «Aus der Auseinandersetzung um Einfluss, Teilhabe und Umverteilung ist ein Steigerungsspiel des Überbietens, Überholens und der Optimierung geworden, das die Kollektivierungsfähigkeit von Interessen unterminiert», analysiert der Soziologe Steffen Mau treffend.<sup>9</sup> Quantifizierungen, die im Zuge der Digitalisierung mit ihren Datenmessungs-, Datenverknüpfungs- und Datenanalysemethoden immer

ausgeklügelter ausfallen, laufen also letztlich auf eine Glorifizierung der Konkurrenz hinaus. Das Gefühl, sich in allen möglichen Bereichen des Lebens in einem Wettbewerb zu befinden – nicht einmal mehr die Liebe ist im Zeitalter der Dating-Apps davon ausgenommen –, hat zweifellos Einfluss auf die Psyche. Anstatt Klassenkämpfe werden heute innere Kämpfe mit sich selber ausgetragen.

Das suggeriert erst noch, die Klassenfrage sei obsolet geworden, obwohl nur die postmoderne «Alles-ist-möglich»-Freiheitsfassade sie verschleiert und den Fokus weg von sozialen Ungleichheiten gelenkt hat hin zur Toleranz verschiedenster Lebensformen. Toleranz, die übrigens bei jenen, die toleriert werden, manchmal auch eher Verlassenheit statt Zugehörigkeit bewirkt, diese Toleranz ist immer nur eine Vorstufe von Solidarität.<sup>10</sup> Solidarität bedeutet, sich aktiv für andere einzusetzen. Ausgerechnet in einer vernetzten Welt ist das schwieriger geworden denn je, ist doch eine vernetzte Welt nicht dasselbe wie eine integrierte Welt. Der Neoliberalismus hat sein Ziel erreicht und den Widerstand gebrochen. Es sei daran zu erinnern, dass dessen glühende Verfechterin Margareth Thatcher, ehemalige Premierministerin von Grossbritannien, mit ihrem 1987 berühmt gewordenen Ausspruch «There is no such thing as society» nie einem wie auch immer gearteten Individualismus huldigte, sondern ein knallhartes politisches Programm verfolgte.

Der Neoliberalismus ersetzte die Erzählung, in der es um Zusammenhalt und Zusammenarbeit ging, durch eine Geschichte, die von Individuen handelt.<sup>11</sup> Die Digitalisierung, die neue Möglichkeiten der Vermessung und der Quantifizierung geschaffen hat, bringt den Kern der neoliberalen Ideologie erst richtig zur Entfaltung: dass der Einzelne sich nicht mehr als Teil eines Kollektivs versteht, sondern dass seine Subjektivität vor allem darauf gründet, sich selber zu regieren. Man könnte auch sagen: sich selber auszubeuten. Die auf Verboten basierende Disziplinargesellschaft war einmal. Die neuen Herrschaftstechniken setzen auf Verführung und entziehen sich der Sichtbarkeit. Der Mensch denkt dabei, von äusseren Zwängen befreit zu sein. Dabei hat er sich, nun plötzlich Herr und Knecht in einer Person, nur inneren Zwängen unterworfen, in Form eines Leistungs- und Optimierungszwangs. Der Berliner Philosoph Byung-Chul Han sieht dies als Exzess des Kapitals selbst.<sup>12</sup>

Diese Entwicklung hat einen zutiefst neoliberalen Charakter. Während die marxistische Vorstellung einer Diktatur des Proletariats noch repressive Herrschaftsverhältnisse voraussetzte, beruht das neoliberale Regime auf Selbstaussbeutung. Das Freiheitsversprechen entpuppt sich gerade im Arbeitskontext allzu oft als Chimäre und ruft eher Entfremdung als Befreiung hervor. «Das macht den Ausgebeuteten nicht zum

Revolutionär, sondern zum Depressiven», so Han.<sup>13</sup> Depressiv auch deshalb, weil Scheitern heute als individuelles Versagen gilt. Das ist ein weiterer Erfolg des neoliberalen Dogmas: die Privatisierung der menschlichen Probleme und der Verantwortung für ihre Lösung.<sup>14</sup> Hinterfragt werden nicht etwa die gesellschaftlichen Bedingungen fürs Scheitern oder für Abstiegsängste. Soziale Ungerechtigkeit gleich individuelle Unfähigkeit, Schuld und Scham statt politischer Protest – kein Wunder, hat es systemische Kritik heute schwer.

## Warum es Systemkritik braucht

Der slowenische Philosoph Slavoj Žižek hat einmal bemerkt, dass kaum jemand mehr vom Kapitalismus spreche, abgesehen von einigen Marxisten.<sup>15</sup> Wen wundert's: Der Kapitalismus ist schon so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass er von den meisten – von links bis rechts – als gegeben hingenommen wird. Als wären wir am Ende der Geschichte angelangt. Das hat nicht nur mit dem Scheitern des Kommunismus zu tun, sondern auch mit dem Wohlstand, den uns der Kapitalismus in hiesigen Breitengraden beschert hat. Die damit einhergehenden verschwenderischen und dysfunktionalen Tendenzen werden einfach ausgeblendet: Die auf Gewinnmaximierung ausgerichtete kapitalistische Produktionsweise beruht unter anderem auf der Ausbeutung des globalen Südens, auf Gratisarbeit, die zumeist von Frauen verrichtet wird (Stichwort Familie und Haushalt), und auf zahlreichen Beschäftigten, die sich in Niedriglohnsektoren verdingen.

Den Kapitalismus über eine Leiste zu schlagen und seine Überwindung zu fordern, wäre allerdings naiv. Dass sich alternative Systeme nicht auf eine Gesellschaft aufpfropfen lassen, ist eine Lektion, die uns die Geschichte unmissverständlich gelehrt hat. Eine gesellschaftstaugliche Kapitalismuskritik nimmt vielmehr die Formen, die das Wirtschaftssystem mit der neoliberalen Wende angenommen hat, in den Fokus: Nicht der Warenmarkt ist das Problem, sondern der wild wuchernde Spekulationsmarkt. Gewinne häufen sich heute vor allem durch Spekulationen an, nicht mehr durch Investition und Wertbildung. Mittlerweile wird das 73-fache von sämtlichen Bruttoinlandsprodukten der Länder dieser Welt in Form von Derivaten gehandelt.<sup>16</sup> Als Folge dieser Übermacht der Finanzmärkte nimmt die ungleiche Verteilung des Reichtums so gut wie in allen Ländern erheblich zu. Der Ökonom Thomas Piketty hat diese Effekte hinlänglich belegt.

Der springende Punkt: Die zunehmende Macht der Finanzakteure hat nicht nur mit dem Neoliberalismus zu tun. Auch die Digitalisierung spielt eine Schlüsselrolle. Mit ihr können neue Finanzinstrumente im Handumdrehen geschaffen werden, und sie hat den Handel enorm beschleunigt. Die Digitalisierung war also ein entscheidender Faktor bei dieser Transformation der Hochfinanz in eine sehr mächtige und schwierig zu regulierende Branche.<sup>17</sup> Mittlerweile hat das globale Finanzwesen die Macht, Regierungen und Völker beliebig den privaten Investoreninteressen unterzuordnen.

Der Theater- und Filmemacher Milo Rau sowie der Dramaturg und Philosoph Bernd Stegemann gehören zu den wenigen, die den Finger auf solche wunden Punkte legen. Sie müssen sich bisweilen wie einsame Rufer in der Wüste vorkommen, da eben die ideologischen Voraussetzungen eines solchen ungerechten Systems stillschweigend akzeptiert sind. Wer es in Frage stellt, wird deshalb schnell der ideologischen Voreingenommenheit bezichtigt. Dabei ist es genau umgekehrt: Kapitalismuskritik als Ideologie abzustempeln, verkennt, wie stark die Ideologie des Kapitalismus die Einrichtung der Realität prägte und noch immer prägt.<sup>18</sup> Es ist nie nur darum gegangen, einen höheren Lebensstandard für die breite Masse zu erreichen: Unser Denken und Fühlen passt sich dergestalt den Rahmenbedingungen an, dass wir mit dem System kompatibel sind.

Der Kapitalismus, darauf hat Max Weber eindringlich hingewiesen, kann mit dem Vertreter des undisziplinierten *Liberum Arbitrium* als Arbeiter nichts anfangen.<sup>19</sup> Das Wirtschaftssystem schafft sich vielmehr die Subjekte, deren es bedarf. Unter neoliberalen Vorzeichen muss der Mensch immer wettbewerbsfreudig sein, sich vergleichen, vermessen und optimieren. Das neoliberale Regime hat es sogar geschafft, mehr oder weniger alle Institutionen der Gesellschaft – von Universitäten über Spitäler bis hin zu Wohlfahrtseinrichtungen und Behörden – unter die Verpflichtung zu stellen, so zu agieren, als ob sie profitorientierte Unternehmen wären.<sup>20</sup> Das ökonomische Denken auf alle Lebensbereiche auszudehnen, sodass nirgendwo mehr andere Werte gelten können, ist also nicht gottgegeben, sondern eine zutiefst neoliberale Strategie.

Kapitalismuskritik oder Kritik am Neoliberalismus ist so gesehen immer auch eine Kritik am vorherrschenden Menschenbild, das den Menschen zur Maschine degradiert und Menschliches wie Mitgefühl und Solidarität zur Nebensache erklärt und allzu Menschliches wie Unperfektes, Widersprüchliches und Ambivalentes im Sinne einer höheren Effizienz bekämpfen oder negieren will. Es läuft letztlich auf einen modernen Sozialdarwinismus hinaus, der das Recht des wirtschaftlich Stärkeren behauptet und die Situation der Schwächeren als natürlich aus gibt.

## Der wahre Charakter des Neoliberalismus

Im Gegensatz zum Kapitalismus steht der Neoliberalismus durchaus immer wieder in der Kritik, da mehr Konsens darin besteht, dass es sich nicht um etwas natürlich Gewordenes, sondern um eine Ideologie beziehungsweise eine Regierungstechnik handelt. Denn im Neoliberalismus agiert der Staat im Namen der Wirtschaft: Er stellt Wachstum und Wettbewerbsprinzip über alles und springt gelegentlich ein, wenn der Markt versagt – mit der Konsequenz, dass die Schulden der Gesellschaft aufgebürdet werden, die späteren Gewinne aber selbstverständlich wieder der Firma und der Branche zugutekommen. Unreflektiert bleibt bisweilen nicht nur, wie stark der Neoliberalismus die Gesellschaft hin zu Wettbewerb, Effizienz und Selbstoptimierung geformt hat, sondern auch, dass er zum ergebnisorientierten Wettbewerb tendiert: Nicht die liberale Idee der Wahlfreiheit in Form konkurrierender Anbieter steht im Vordergrund, Hauptantriebskraft sind vielmehr sinkende Preise, von denen angeblich die Konsumentinnen und Konsumenten profitieren sollen.<sup>21</sup>

Digitale Plattformen sind aus diesem Geist heraus erwachsen. Der weissrussische Internet-Theoretiker und Publizist Evgeny Morozov spricht von einer perversen Logik: Es sei kein Zufall, dass sich der kometenhafte Aufstieg datenintensiver Plattformunternehmen mit der globalen Finanzkrise überschneidet, hätten doch exakt diese Plattformen all jenen, die unter der Krise zu leiden haben, dabei geholfen, neue Einnahmequellen zu generieren oder die Ausgaben zu senken. Entstanden sei so eine Art privatisierter Wohlfahrtsstaat, durch den viele der alltäglichen Aktivitäten von Big-Tech-Unternehmen massiv finanziell subventioniert werden<sup>22</sup> – dafür gelangen diese an die Daten. Ein anderer Mechanismus ist die Absicherung von Start-ups durch Investoren, die darauf spekulieren, dass das Unternehmen von einem der grossen Tech-Konzerne aufgekauft wird oder dass sie sich mit kurzfristigen Verlusten langfristige Vorherrschaft erkaufen können. Uber ist hierfür das bekannteste Beispiel: Der Dienst schreibt nach wie vor massiv Verluste, ermöglicht aber den Kundinnen und Kunden, sich zu deutlich tieferen Preisen als mit einem herkömmlichen Taxi transportieren zu lassen. Solche Entwicklungen pflügen gleichzeitig den Arbeitsmarkt um, weg von einigermaßen abgesicherten hin zu ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen. Oder sie schaffen neue Einkommensmöglichkeiten, aber eben als Mini-Unternehmer, als «Ich-AG».

Mit den digitalen Entwicklungen sind tatsächlich viele neue Jobs entstanden – und damit auch ein neues Dienstleistungsproletariat. Als abschreckendes Beispiel gilt Amazon mit seinen Lageristen, die unmenschlichen Zeit- und Zielvorgaben

ausgesetzt sind. Für die schöne neue Arbeitswelt steht auch «Amazon Mechanical Turk», eine Online-Plattform, auf der Clickworker weltweit um Kleinstaufträge buhlen. Anstatt also immer das Ende der Arbeit zu behaupten, sollte viel eher angeschaut werden, wie es um die Qualität bestimmter neu geschaffener Jobs steht. Denn dann zeigt sich, dass der Mensch zunehmend selber wie eine Maschine funktionieren muss, dass er schlecht bezahlt ist und jeder seiner Arbeitsschritte streng überwacht wird. Arbeit ist längst nicht mehr Quelle des Aufstiegs, sondern birgt die Gefahr des sozialen Abstiegs.<sup>23</sup>

Die Unsichtbarkeit von Klassen in der Postmoderne sollte also nicht damit verwechselt werden, dass es keine mehr gibt. Der Soziologe Oliver Nachtwey spricht von einer erneuerten Klassengesellschaft und von einer Abstiegs-gesellschaft, die ihre Ursachen in den Erschütterungen der Arbeitsverhältnisse hat.<sup>24</sup> Arbeit ist auch aufgrund eines Systemfehlers eine Quelle wachsender Ungleichheit geworden, hat sich doch der Faktor Arbeit massiv verteuert: Kapitalerträge wachsen bedeutend schneller als Einkünfte aus Arbeit. Mit der Digitalisierung verschärfen sich diese Tendenzen, das zeigt sich nicht zuletzt anhand der Plattformökonomie.<sup>25</sup>

## Ausbeutung im 21. Jahrhundert

Der Kapitalismus ist in eine neue, viel intensivere Phase getreten, wie einst mit dem Manchester-Kapitalismus oder dem Fordismus. Nur geschieht die Ausbeutung in einem anderen Sinn: Die neuen, unsichtbaren Machtverhältnisse auferlegen keine Verbote, sie verschleiern Herrschaftszusammenhänge und verführen dazu, sich permanent mitzuteilen, Meinungen, Wünsche zu artikulieren und sich zu positionieren. Der digitale Kapitalismus nimmt die gesamte Gesellschaft mit ihren Gedanken und Tätigkeiten in den Dienst, um digitalen Profit zu generieren. Die Annehmlichkeiten, die damit einhergehen, vernebeln den Blick auf diese Tatsache. Sämtliche Aktionen und Inhalte, von denen sich Plattformen wie Google oder Facebook nähren, entstehen durch das User-Verhalten. Diese lassen sich Ressourcen entziehen – die Ressource Zeit zum Beispiel – und tragen so gleichzeitig zu den wachsenden Profiten der Internetfirmen bei. Genau genommen arbeiten all die Millionen User für die herrschende Klasse des Internets, Mark Zuckerberg (Facebook), Sergey Brin, Larry Page (beide Alphabet) und Co. Die Unbekümmertheit im Umgang mit den eigenen Daten hat zweifellos mit der Unsichtbarkeit der möglichen Folgen zu tun.

Ganz nebenbei entstand so ein digitales Panoptikum, das gerade deshalb so effizient ist, weil die Preisgabe von Daten nicht etwa auf Zwang beruht, sondern aus einem inneren Bedürfnis heraus erfolgt. Das kommerzielle Interesse der Unternehmen verband sich sozusagen mit dem Bedürfnis der Menschen nach Aufmerksamkeit und Bestätigung, das Plattformen wie Facebook, Instagram und Snapchat perfekt bedienen. Das beweist einmal mehr: Gesellschaftliche Transformationsprozesse und technologische Entwicklungen gehen Hand in Hand. Es erzeugt keinen analytischen Mehrwert, die Digitalisierung als singuläres, von anderen Entwicklungen getrenntes Phänomen zu betrachten.

## Der Drang zur Selbstdarstellung

Die Aufmerksamkeitsdefizite und der Bestätigungswahn können in einem Zusammenhang mit dem Zerfall einst prägender Institutionen der Identitäts- und Bedeutungsbildung gesehen werden, der Lücken und Leerstellen hinterlassen hat. Heute dient selten mehr eine Gemeinschaft als Bezugsrahmen der Identität, sie muss vielmehr im Innern des Selbst konstruiert werden.<sup>26</sup> Allerdings würde es zu kurz greifen und wäre es reichlich anachronistisch, die Ursache alleine in fragmentierten Gemeinschaften und in der Vereinzelung zu suchen. Die Individualisierung – dass sich der Mensch als autonomes Subjekt versteht – ist genau genommen ein Teil des Zivilisationsprozesses. Zudem soll vermieden werden, frühere Zeiten zu glorifizieren, denn das Gebundensein an eine Gemeinschaft war nie nur emotionale Absicherung, sondern konnte auch ungeheuer beengend und normativ sein.

Deshalb ist es zentral, die Lust an der Selbstdarstellung vor dem Hintergrund des Wettbewerbsprinzips zu sehen, das bis in die feinsten Verästelungen des sozialen Lebens gedungen ist: Die individuelle Identität muss immer erst erworben werden und wird niemals sicher und definitiv besessen, da sie beständig in Frage gestellt wird und immer wieder neu ausgehandelt werden muss. Jeder muss sich quasi seines Status immer wieder neu versichern. Da kommen Social Media gerade recht.

Wir leben in einer Zeit, in der das Leben kuratiert wird, um es mit den Worten des Soziologen Andreas Reckwitz zu sagen. Er spricht von der Gesellschaft der Singularitäten<sup>27</sup>, und das geht weit über die oft bemühte Vereinzelungstendenz oder Individualisierung hinaus. Es handelt sich vielmehr um einen umfassenden gesellschaftlichen Strukturwandel, der die Schwerpunkte vom Wir zum Ich verschiebt. Auf

Konkurrenz getrimmt, auf den Anspruch, etwas Besonderes darstellen zu müssen, ist es auch mit solidarischem Verhalten nicht mehr weit her. Selbstidentifikation kann nur noch in Form persönlicher Einzigartigkeit erreicht werden – zu diesem Schluss kam der Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman bereits 1992, lange bevor das Internet und Social Media die Kommunikation umpflügten und die Art und Weise, wie Menschen miteinander in Kontakt treten.

Die Singularisierung ist also keine Folge der Digitalisierung, aber die Digitalisierung konnte erfolgreich in die entstandenen Lücken und Leerstellen treten. Gerade weil Familien, lokale Gemeinschaften oder Nachbarschaftsbindungen schon seit Jahrzehnten an Bedeutung verloren haben, ist das Individuum umso mehr an die Gesellschaft gebunden.<sup>28</sup> Nur wird diese heute von den Pseudogemeinschaften der virtuellen Welt verkörpert – mit dem schalen Beigeschmack, dass es sich beim Andocken an diese Gemeinschaft um eine gesichtslose und amorphe Masse handelt.

Es geht in dieser Form der unverbindlichen Gemeinschaft auch nicht um einen öffentlichen Raum der Verständigung oder des Aushandelns demokratischer Prozesse. Es handelt sich um reine Klickfarmen zwecks Kommerzialisierung der Nutzerdaten. Gezeigt wird nicht, was relevant ist, sondern Algorithmen berechnen, was die Nutzerinnen und Nutzer auf der Seite verweilen lässt, denn das bringt dem Unternehmen höhere Werbeeinnahmen. Diese Plattformen dienen nichts anderem als dem Kapital. Das baut ganz nebenbei die Kommunikation grundlegend um und damit auch den Raum für politischen Diskurs. Die Res publica entwickelt sich schleichend zur Res oeconomica. Wenn sich aber immer mehr Menschen die Nachrichtenumgebung maschinell kuratieren lassen, stellt sich nicht nur die Frage, wie dies die Sicht auf die Welt verändert, sondern auch, wie es um die Kooperationsfähigkeit in Bezug auf zivilgesellschaftliche und soziale Aufgaben steht sowie um die Fähigkeit, eine Veränderung von unten anzustossen. Auf diesen Werbepattformen geht es schliesslich nicht um komplexe Zusammenhänge, sondern um Emotionen oder Bestätigungen des eigenen Weltbildes – das hält die User auf der Seite und generiert mehr Werbeeinnahmen.

## **Leben in der Postdemokratie**

Die hoch gelobte liberale Demokratie verkommt so tatsächlich immer mehr zu einem Potemkinschen Dorf, da parallel zum Schwinden des Raumes für politischen Diskurs immer mehr Macht den Lobbyisten und den vermögenden Eliten überlassen wird.



Der Politikwissenschaftler und Soziologe Colin Crouch prägte für diese Entwicklung den Begriff «Postdemokratie»<sup>29</sup>: Nach aussen finden zwar regulär Wahlen und Abstimmungen statt, aber in Tat und Wahrheit schwindet der Einfluss der Bürgerinnen und Bürger, während sich die Eliten ihre Privilegien sichern.

Dieser Mechanismus wird im digitalen Zeitalter auf die Spitze getrieben. Die gegenwärtigen Machtkonzentrationen im Bereich der High-Tech-Ökonomie sind genau das, was Karl Marx vorausgesagt hat: Die Bildung von Monopolen ist dem Kapitalismus inhärent. Beim digitalen Kapitalismus – auch Informationskapitalismus genannt – spielt der Netzwerkeffekt eine entscheidende Rolle: Der Nutzen eines Netzwerks steigt mit der Anzahl User überproportional an. Das macht es weiteren Anbietern schwierig bis unmöglich, den Markt zu durchdringen. Die Folge davon sind nicht nur Monopole oder Oligopole, sondern auch wachsende Wohlstandsunterschiede. Drei Jahrzehnte neoliberale Prägung der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik haben die Schere zwischen Arm und Reich weltweit wieder geöffnet und die Tendenz zu mehr Chancengleichheit umgekehrt. Diese Entwicklung schreitet unaufhaltsam fort, obwohl keine einzige politische oder ökonomische Theorie existiert, die besagt, dass das Gemeinwohl bei Grosskonzernen, die weitgehend frei von den Einschränkungen des Wettbewerbs sind oder ihn zu dominieren vermögen, in guten Händen wäre.<sup>30</sup>

## Ausblick

Die Digitalisierung durchdringt alle Lebensbereiche, sie hat neue Geschäftsmodelle und Wertschöpfungsketten entstehen lassen und pflügt damit die wirtschaftliche, gesellschaftliche sowie politische Ordnung um. Die Frage allerdings, die viel zu wenig gestellt wird, lautet: Was ist überhaupt wünschenswert? Es scheint, als seien alle wie gelähmt von der Komplexität, die mit dieser Transformation einherzugehen scheint. Anstatt in die Falle der postmodernen Vernebelungstaktiken zu tappen, müssen die systemischen Zusammenhänge ins Blickfeld gerückt werden. Dann zeigt sich sehr bald, dass diese vermeintliche Komplexität nur dazu dient, die neuen Machtverhältnisse und Herrschaftstechniken zu verschleiern, welche soziale Ungleichheiten verstärken und ein sozialdarwinistisches Menschenbild befördern.

Um überhaupt gesellschaftliche Handlungsmöglichkeiten zu eruieren, müssen die Digitalisierung und der damit verbundene Datenverkehr in Zusammenhang mit

wirtschaftlichen Marktpraktiken und Geisteshaltungen gedacht werden. Zudem braucht es ein Bewusstsein dafür, welche neuen Formen der Kapitalismus mit der Digitalisierung angenommen hat. Die Frage dreht sich heute nicht mehr um das Privateigentum an Produktionsmitteln, sondern um das Eigentum der persönlichen Daten – Digitalisierung bedeutet Entmaterialisierung. Oder anders ausgedrückt: Es geht nicht mehr um die Fabrikation von Waren in Massenproduktion, sondern um den Zugang zu Wissen und Information. Mit den enormen Datenmengen, welche die Nutzerinnen und Nutzer generieren, ist ein digitales Panoptikum entstanden, in dem die Überwachung an jeden Einzelnen delegiert ist. Sogar die gegenseitigen Bewertungen auf Online-Plattformen sind nichts anderes als ein System zu gegenseitiger Disziplinierung und Kontrolle, das mit der wachsenden Datenmenge auch immer mehr über die Nutzerinnen und Nutzer preisgibt. Big Data hat, kombiniert mit einem übertriebenen Sicherheitsbedürfnis und dem damit verbundenen Kontrollwahn, das Potenzial, eine freiheitliche Gesellschaft in eine willkürliche zu verwandeln.

Die Algorithmen, die zunehmend als Entscheidungsgrundlage dienen, müssen das Resultat gesellschaftlicher und ethischer Auseinandersetzung sein und dürfen nicht einzelnen Akteuren überlassen werden, die sich damit Vorteile verschaffen. Die Vorstellung, wonach sich Technologien zumindest bis zu einem gewissen Grad nach den Menschen richten, muss keine romantisierende Verklärung bleiben. Das Problem aber bleibt, dass sich nur mehr schwer ein politisches Wir formiert, das sich solcher Fragestellungen annimmt. Das Trimmen auf Wettbewerb und Konkurrenz hat tiefe Spuren hinterlassen. Dabei gibt es eine interessante Parallele: Die Entwicklung des Menschen zum Einzelkämpfer ging mit der Bündelung wirtschaftlicher Macht auf einem monopolartigen Markt einher. «Wo die Menschen vereinzelt werden, organisiert sich das Kapital zur schlagkräftigsten Machtfülle», so der Dramaturg Bernd Stegemann.<sup>31</sup>

Schreiten diese Entwicklungen ungehindert voran, müsste der vermessene und sich selber vermessende Mensch darauf vertrauen können, dass alle Beteiligten stets nur sein Bestes im Sinn haben. Das ist illusorisch – erst recht in einer Zeit, da das Konzept der Menschenwürde im ungezähmten Datenkapitalismus zusehends unter die Räder gerät. Dieser mündet zwangsläufig in eine überwachte Gesellschaft, in der Algorithmen mehr zählen als Erfahrung und gesunder Menschenverstand. Zudem ist nie sicher, in welche Hände die Daten einst gelangen. Der Whistleblower Edward Snowden hat die Verbindungen zwischen Internetfirmen, Geheimdiensten und Behörden hinlänglich transparent gemacht.

Zugegeben, es mag vermessen klingen, apokalyptische Bilder einer Gesellschaftsordnung zu zeichnen, in der die Menschen aufgrund der Algorithmisierung einen zunehmenden Autonomieverlust erleiden und Ungerechtigkeiten ausgesetzt sind. Aber wer hätte jemals gedacht, dass einer, der demokratische Grundwerte mit Füßen tritt und Migrantinnen und Migranten als «Tiere» bezeichnet, Präsident der USA sein könnte? Donald Trump ist keine Anomalie, er ist nur das fleischgewordene Monster eines ausser Kontrolle geratenen Systems, das mehr mit neofeudalistischen Strukturen denn mit einer Demokratie gemein hat. Toleranz – alleine dieser Begriff sollte misstrauisch machen – ist eine zerbrechliche Angelegenheit in einer Gesellschaft, die vordergründig liberal ist, aber hintergründig immer mehr Macht den Lobbyisten und den vermögenden Eliten überlässt.

Wir dürfen nie vergessen: Die Grausamkeiten, die im 20. Jahrhundert begangen wurden, waren nicht Ausbruch einer überholt geglaubten Barbarei, sie waren vielmehr aus der Moderne selber erwachsen und bedienten sich moderner Verwaltungsmethoden und moderner Technologien. Ein ähnliches dialektisches Zusammentreffen ist in der Postmoderne, die Minderheiten und Benachteiligte «toleriert», nicht auszuschließen. Halten wir uns an den weitsichtigen Soziologen Zygmunt Bauman, anstatt entsprechende Szenarien in Literatur, Film und Theater vorschnell als «Dystopien» von unserer Wirklichkeit abzukoppeln: «Das unvollendete Geschäft der modernen Sozialtechnologie kann sich sehr wohl in einem erneuten Ausbruch einer wilden Misanthropie Luft schaffen, eher unterstützt als gehindert von der neuerlich legalisierten postmodernen Selbstzentriertheit und Gleichgültigkeit.»<sup>32</sup>

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Bauman, Lyon, 2018, S. 109.
- <sup>2</sup> Stalder, 2016.
- <sup>3</sup> Daum, 2017, S. 78.
- <sup>4</sup> Crouch, 2011, S. 12.
- <sup>5</sup> Hofstetter, 2017, S. 44.
- <sup>6</sup> Bauman, 1992, S. 61.
- <sup>7</sup> Weber, 1924, S. 413.
- <sup>8</sup> Butollo, Nachtwey, 2018, S. 74.
- <sup>9</sup> Mau, 2017, S. 274.
- <sup>10</sup> Bauman, 1992, S. 404.
- <sup>11</sup> Mason, 2017, S. 169.
- <sup>12</sup> Han, 2014, S. 13.
- <sup>13</sup> Ebd., S. 16.
- <sup>14</sup> Bauman, 1992, S. 411.
- <sup>15</sup> Žižek, 2009, S. 129.
- <sup>16</sup> Stegemann, 2015, S. 30 und 41.
- <sup>17</sup> Sassen, 2017, S. 40.
- <sup>18</sup> Wermuth, Wermuth, 2018, S. 27.
- <sup>19</sup> Weber, 2006, S. 44.
- <sup>20</sup> Crouch, 2011, S. 231.
- <sup>21</sup> Ebd., S. 39.
- <sup>22</sup> Morozov, 2017, S. 101.
- <sup>23</sup> Nachtwey, 2016, S. 121.
- <sup>24</sup> Ebd., 2016, S. 137.
- <sup>25</sup> Daum, 2017, S. 155.
- <sup>26</sup> Bauman, 1992, S. 157.
- <sup>27</sup> Reckwitz, 2017.
- <sup>28</sup> Nachtwey, 2017, S. 220.
- <sup>29</sup> Crouch, 2008.
- <sup>30</sup> Crouch, 2011, S. 228.
- <sup>31</sup> Stegemann, 2015, S. 85.
- <sup>32</sup> Bauman, 1992, S. 410.

## Literaturhinweise

- Bauman Zygmunt*: Moderne und Ambivalenz. Hamburg, 1992.
- Bauman Zygmunt, Lyon David*: Daten, Drohnen, Disziplin. Ein Gespräch über flüchtige Überwachung. Berlin, 2018 (4. Auflage).
- Butollo Florian, Nachtwey Oliver*: Arbeiten im 21. Jahrhundert. In: Wermuth Cédric, Ringger Beat (Hrsg.): MarxnoMarx. 33 Linke zur Frage, wie das Werk von Marx heute wieder fruchtbar gemacht werden kann. Zürich, 2018.
- Crouch Colin*: Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus. Berlin, 2011.
- Crouch Colin*: Postdemokratie. Frankfurt am Main, 2008.
- Daum Timo*: Das Kapital sind wir. Zur Kritik der digitalen Ökonomie. Hamburg, 2017.
- Han Byung-Chul*: Psychopolitik. Neoliberalismus und die neuen Machttechniken. Frankfurt am Main, 2014.
- Hofstetter Yvonne*: Digitale Revolution und gesellschaftlicher Umbruch. In: Schröder Michael, Schwanebeck Axel (Hrsg.): Big Data – In den Fängen der Datenkraken. Baden-Baden, 2017, S. 39–48.
- Mason Paul*: Keine Angst vor der Freiheit. In: Geiselberger Heinrich (Hrsg.): Die grosse Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit. Berlin, 2017.
- Mau Steffen*: Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin, 2017.
- Morozov Evgeny*: Big Tech und die Krise des Finanzkapitalismus. In: Augstein Jakob (Hrsg.): Reclaim Autonomy. Selbstermächtigung in der digitalen Weltordnung. Berlin, 2017.
- Nachtwey Oliver*: Die Abstiegsgesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin, 2016.
- Nachtwey Oliver*: Entzivilisierung. Über regressive Tendenzen in westlichen Gesellschaften. In: Geiselberger Heinrich (Hrsg.): Die grosse Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation der Zeit. Berlin, 2017.
- Reckwitz Andreas*: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin, 2017.
- Sassen Saskia*: Wenn bewundernswerte sozio-technische Fähigkeiten handfeste Brutalitäten hervorbringen. In: Augstein Jakob (Hrsg.): Reclaim Autonomy. Selbstermächtigung in der digitalen Weltordnung. Berlin, 2017.
- Stalder Felix*: Kultur der Digitalität. Berlin, 2016.
- Stegemann Bernd*: Lob des Realismus. Berlin, 2015.
- Weber Max*: Religion und Gesellschaft. Frankfurt am Main, 2006.
- Weber Max*: Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen, 1924.
- Wermuth Cédric, Wermuth Yann*: Nichts was ist, muss sein. In: Wermuth Cédric, Ringger Beat (Hrsg.): MarxnoMarx. 33 Linke zur Frage, wie das Werk von Marx heute wieder fruchtbar gemacht werden kann. Zürich, 2018.
- Zeh Juli*: Schütz den Datenkörper! In: Schirmmacher Frank (Hrsg.): Technologischer Totalitarismus. Eine Debatte. Berlin, 2015.
- Žižek Slavoj*: Auf verlorenem Posten. Frankfurt am Main, 2009.